

Beilage zum „Niesauer Tageblatt“.

Notationsdruck und Verlag von Langer & Winterlich in Wiesbaden. — Für die Redaktionen verantwortlich: Kritiker Hahn in Wiesbaden.

N. 51.

Dienstag, 4. März 1913, abends.

66. Jahrg.

Präsident Woodrow Wilson.

W. Heute wird der Sieger des ungeheuren Dreimänner-Kampfes, Woodrow Wilson, bisheriger Professor der Nationalökonomie in Princeton, den Siegespreis in den Händen halten: der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika zieht heute für vier Jahre in das Weiße Haus von Washington ein. Für vier Jahre wird das höchste Amt der großen nordamerikanischen Republik in seine Hände gelegt sein und damit in die Hände der demokratischen Partei, nachdem fünfzehn Jahre lang die Republikaner am Ruder waren. Es ist also nicht nur ein Personenwechsel, der sich auf dem Präsidentenstuhl in Washington vollzieht, wenn Herr Taft ins Privatleben zurücktritt und Herr Wilson die Zügel ergreift, sondern ein Wechsel in der Parteilichkeit und damit wiederum ein Personenwechsel in hohen und niederen Stellungen durch die ganze Beamtenhierarchie.

In Amerika hängt, ganz ähnlich wie in Frankreich, mit der Parteigliedertheit des Präsidenten die Befestigung der Beamtenstellen zusammen. Während in Deutschland das Beamtensein etwas ist, was mit Vorbildung, regelmäßiger Karriere und bestimmten Rechtsansprüchen zusammenhängt und mit der Politik als solcher selbst in den höchsten Stellen nichts zu tun hat, wird in republikanisch regierten Ländern mit dem Amtsantritt eines neuen Staatsoberhauptes sich auch das ganze Gesicht der Beamtenschaft verändern. Die Staatsstellen, ob leitende, ob subalterne, sind so recht eine Angelegenheit der Belohnung für gute Parteibienste, für Aufopferung während des Wahlkampfes, für pekuniäre oder ideelle Unterstützung der Parteiliche. Ob ein Leiter der Wahlkampagne, ob ein besonders tüchtiger Wahlzettelverleiher, ob ein ländlicher Agitator zu belohnen ist, das ändert nur die Höhe, nicht die Art der Belohnung. Der eine wird eben Gesandter oder Staatssekretär oder Senator, der andere Bürochef oder pensionärsberechtigter Diener an einem Washingtoner Ministerium. Der Amtsantritt Wilsons wird also das Signal für eine äußerst umfangreiche Völkerwanderung in den öffentlichen Amtsstellen Nordamerikas sein, bei der die lange zu kurz gekommenen Demokraten die endlich von der Staatskrippe weggedrückten Republikaner verdrängen werden.

Ob dies System gut oder schlecht sei, ist schwer zu entscheiden. Man kann, trotz aller unerfreulichen, an Korruption erinnernden Erscheinungen im Leben der Vereinigten Staaten, sicherlich nicht sagen, diese seien ein schlecht geleitetes, innerlich ungesundes Staatswesen. Im Gegenteil, die Erfolge der amerikanischen äußeren Politik und die rapide Zunahme des Nationalreichtums, der sozialen Fürsorge und der privaten Wohlfahrtsanstaltungen sprechen für das Gegenteil. Aber dennoch würde uns für Deutschland wenigstens dies allgemeine Gabeln, bei dem Stellen und Ämter zu

Tausenden auf die Bretter niederregnen, nicht angemessen erscheinen. Unser System, den Beamtenapparat von Parteipolitik und Parteizwängen fernzuhalten, verspricht sicherlich eine viel sicherere Konsolidierung des Staatsapparats, dem dadurch Unerfahrene und Disziplinanten ferngehalten werden. Das amerikanische System macht das Entstehen einer „Beamtenkaste“, eines sich abschließenden „Bürokratismus“ unmöglich, läßt keine Mauern entstehen zwischen Behörden und Publikum. Die Mutzirkulation ist eine schnellere, „Regierte“ und Regierung wechseln rascher ab und vermindern dadurch die Gefahr, sich gegenseitig als Feinde oder wenigstens als Verschiedene zu empfinden.

Natürlich wird dieser Beamtensturz sich in angelegenen, weniger schadernäßig anmutenden Formen vollziehen, wenn der Mann, dessen Sieg ihn veranlaßt, eine feine ideal gerichtete Persönlichkeit ist, als wenn ein nur Machtgieriger endlich das Ziel seines egoistischen Ehrgeizes erreicht. Woodrow Wilson, der rein aus der Theorie in die praktische Politik gekommen ist, scheint nach dem Urteil Eingeweihter ein Mann zu sein, für den hohe und reine Gesichtspunkte leitend sind. Man darf daher annehmen, das die Beamtenauflösung, die sein Amtsantritt mit sich bringt, sich rasch und quallos den Würdigen wie den Unwürdigen nach einer Parteischablone in die Höhe hebt, sondern daß er, zum mindesten bei wichtigen, einflussreichen Stellungen die Männer bestimmt, die gleich ihm die Macht nicht als Zweck ansehen, sondern als ein herrliches Mittel, die Machtlosen zu heben, und die zu Unrecht Mächtigen zu vernichten.

Das nationale Opfer.

Der freiständige Reichstagsabgeordnete Dr. Müller-Weinungen hat auf eine Anfrage erklärt, daß er in der einmaligen Vermögenssteuer, die zur Deckung der einmaligen Heeresausgaben dienen soll, den ersten Schritt zur Reichsvermögenssteuer sehe. Der Zentrumsführer Dr. Spahn äußerte sich über die Haltung seiner Partei zu der einmaligen Vermögenssteuer sehr reserviert, aber er glaubt kaum, daß die Vorlage vom Reichstage abgelehnt werden dürfte. In den breiten Schichten des Volkes, so meinte der Zentrumsführer, werde die Vermögenssteuer außerordentlich populär sein. Auch die bayrische „Staatszeitung“ nimmt nun zu der Vermögensabgabe Stellung und äußert sich dahin, daß sie in die augenblicklich etwas gedrückte Stimmung des deutschen Volkes einen nationalen und großen Zug bringe. Das offiziöse Blatt meint, daß es sich hier um eine Tat von weitestgehender Bedeutung handle und fährt dann fort: „Die Gesamtheit der besitzenden Klassen würde auf diese Weise dem nationalen Gedanken ein Opfer bringen, das die Machtmittel des Reiches wirksam verstärken, dem Ausland Achtung abnötigen, der Regierbarkeit der Sozialdemokratie den Boden entziehen

würde.“ Die bayrische „Staatszeitung“ gibt schließlich der Hoffnung Ausdruck, daß die Parteien in einmütiger Geslossenheit den Grundgedanken der ausgleichenden Gerechtigkeit billigen werden, auf der die Deckung der einmaligen Ausgaben, für Heereszwecke aufgebaut werden soll. Ueber die Einzelheiten würde sich unschwer eine Einigung erzielen lassen. Eine glatte Erledigung dieser Frage würde auch die Beschaffung der laufenden Ausgaben bedeutend erleichtern. Nach einer Version soll es der Kaiser selbst gewesen sein, der die Anregung gab, die einmaligen Heereskosten durch eine Vermögensabgabe aufzubringen. Der Kaiser soll sich sogar mit dem Vorschlag an die Bundesfürsten gewandt haben, in diesem Falle auf das Vorrecht der Steuerfreiheit freiwillig zu verzichten und dieser Vorschlag soll allgemeiner lebhafter Zustimmung begegnet sein.

Wie die „Witt. Ztg.“ zu der einmaligen Besteuerung des Vermögens erklärt, dürfte die Abgabe bei kleineren Vermögen von 50000 Mark an aufwärts 1/2 Prozent, bei Millionenvermögen 1 Prozent und bei den Millionenvermögen 2 Prozent betragen. Das Blatt verhält sich übrigens sehr reserviert; es meint, man müsse dem deutschen Volk zunächst Gelegenheit geben, die Gründe für den Meinungswechsel, der an leitender Stelle offenbar eingetreten sei, kennen zu lernen. Von der Berechtigung dieser Gründe würde auch das Blatt sein endgültiges Urteil abhängig machen.

Die „Frankf. Ztg.“ glaubt, in der Deckungsfrage Differenzen zwischen der sächsischen Regierung und der preussischen Regierung feststellen zu können. Die Zeitung zitiert eine Auslassung eines Dresdener Blattes und meint, wenn von diesem Blatte der offizielle Ausruf des Kanzlers als eine unverbindliche Erklärung charakterisiert wurde, so könnte die Berliner Stelle dazu nicht schweigen. Das Blatt erinnert weiter daran, daß der Schatzsekretär auf seiner letzten Reise nur die sächsischen Regierungen, nicht aber die sächsische besuchte.

Abziehende Wolken.

Die Entspannung an der österreichisch-russischen Grenze macht, wenn man den neuesten Meldungen trauen darf, weitere Fortschritte und demnach sollen über die Wendung der Dinge sogar amtliche Communiqués erscheinen. Freilich, es kommt ganz darauf an, was in diesen Communiqués zu lesen sein wird. Es verlaute, daß am 6. März, wenn in Russland zum Komarov-Jubiläum feierliche Paraden stattfänden, dieses Communiqué erscheinen soll und sein Zweck soll sein, die Bevölkerung zu beruhigen. Man vermutet, daß darin auch die militärischen Maßnahmen bezeichnet werden, die zwischen den beiden Kabinetten vereinbart worden sind, und man spricht bereits davon, daß die Kompagnien der russischen wie der österreichischen Truppen auf den

Tadellos Jasmatzi
Dubec m/g. m/m
2 1/2 Pfg. Cigarette

Nur echt in der ges. gesch. Packung m. d. Tabakblatt.

GEORG A. JASMATZI A. G. DRESDEN
Grösste deutsche Cigarettenfabrik

Editha.

Roman von Clarissa Lohbe.

45

„Zusiel,“ rief Dietrich nun stehen bleibend hervor. „Gerade diese, es ist ein Verhängnis!“

„Ja so, jetzt fällt es mir ein. Die hübsche Hüller hat sich mit Ihrem quasi Bruder, dem Dichter Müller-Rothensfels, verlobt.“

„Kennen Sie ihn etwa auch?“

„Im Besonderen, hochwunders Herr Baron. Ich habe das Vergnügen, wie man so einen Herrn von der Feder zu kennen pflegt. Es heißt, in der nächsten Saison wird ein Drama von ihm zur Aufführung kommen, worauf man in allen literarischen Kreisen gespannt ist, denn es gilt einen Kampf des siegreich die Welt durchschreitenden Naturalismus mit dem von Müller-Rothensfels vertretenen Idealismus. Denn einer unserer bedeutendsten modernen Bühnendichter bereitet ebenfalls eine neue dramatische Arbeit vor, mit der er zu gleicher Zeit vor das Publikum treten wird. Indessen stehen die Chancen für Müller-Rothensfels nicht schlecht. Er ist, wie Sie am besten wissen werden, durch das famose Testament Ihres Vaters zu einer interessanten Persönlichkeit geworden, und das kann schwer in die Wege zu seinen Gunsten fallen. Dazu seine Verlobung mit der Tochter eines unserer Börsenbarone! Er weiß, wie es scheint, trotz seiner Idealität alle Vorteile zu benutzen.“

„Sie gehen jetzt wohl schon zum Feinde über?“ grollte er.

„Im Gegenteil! Ich bin ganz bereit, mit Ihnen einen Bund gegen den Dichter Müller-Rothensfels zu schließen, der mir durchaus unympathisch ist, wenn auch aus anderen Gründen als Ihnen.“

„Ah so, ich verstehe. Er hübtigt Ihrer unvergleichlichen Schönheit nicht, und das ist nicht allein ein Unrecht, sondern in diesem Falle eine Dummheit.“

„Das wird erst der Erfolg lehren. Wie weit meine Kraft reicht, kann ich heute noch nicht beurteilen. Aber ich werde sie anwenden und zwar gegen ihn, das verspreche ich Ihnen.“

Unter den Insassen des Landauers, der jetzt langsam die zum Herpaß steigende Straße hinauffuhr, war die Begegnung von gleich aufregender Wirkung gewesen, wie bei dem nach

Rasseneiweiß wandernden Paare. „Sie kennen meinen zukünftigen Schwager, den Baron Rothensfels auf Frauenstein?“ fragte Ellen mit einem ihr sehr gut stehenden mädchenhaften Eröten den ihr gegenüberstehenden Grafen Holm, mit dem sie schon in Gastein, wo ihre Eltern die Kur gebraucht hatten, zusammengewesen war, und der ihr seitdem wie ein Schatten folgte. Schwager und Schwester, die nur kurze Zeit zum Besuch der Eltern in Gastein gewellt hatten, besanden sich jetzt auf der Reise nach Baden-Baden, wo der Kommerzienrat eine Villa besaß. Kinder mit Lehrer und Gouvernante waren bereits dort. Frau Hüller war mit ihrem Gatten noch über Bregenz nach Heiden gefahren, welches Bad der stark an Asthma leidenden Dame zur Kur verordnet worden war. Ellen jedoch hatte es vorgezogen, dem langweiligen Badeleben in dem hochgelegenen Schweizer Kurort aus dem Wege zu gehen und lieber die Geschwister nach dem viel antipathischeren Baden-Baden zu begleiten. Die Fahrt nach dem bayerischen Hochland war ein rasch improvisierter Absteher, zu dem man sich erst in Innsbruck, wohin man die Eltern geleitet, entschlossen hatte.

Graf Holm war ein Herr mittleren Alters, mit ein wenig verlebtem Gesicht, aber tadellosen Manieren. Er hatte etwas wild gelebt, war aber im Begriff, solide zu werden, und suchte nach einer Frau, um seine stark gerüttelten Finanzen durch ihre Vermögen aufzubessern. Die an ihn gerichteten Fragen des schönen Mädchens beantwortete er mit etwas boshaften Blicke: „Ganz gut! Wir sind häufige Konkurrenten bei den Rennen.“

„Und die Dame, die mit ihm war,“ warf nun die Kommerzienrätin sich vorbeugend ein. „Seine Frau schien es nicht zu sein. Da er mit Bruno, dem Verlobten meiner Schwester, nicht verkehrt — Sie haben vielleicht davon gehört, wie unwohl er sich gegen seinen Bruder benommen — kenne ich auch seine Frau nur von Ansehen; sie soll übrigens an Pochunt ihm nichts nachgeben.“

„Auch ich kenne die Baronin kaum, sie lebt sehr eingeengt. Dagegen habe ich die Dame an des Barons Seite recht gut erkannt.“

„Die Randolf,“ flüsterte Ellen nun. „Ich glaube, ich habe mich nicht geirrt.“

„Ja, die Randolf,“ stimmte der Graf zu. „Eine Dame über-

geugt, der Herr Kommerzienrat wird mir bestimmen, die gar nicht wert ist, von so schönen Lippen genannt zu werden.“

Ein bewundernder Blick aus den kleinen, funkelnden Augen des Grafen traf Ellen, der ihr noch heißer das Blut in die Wangen trieb. Sie lehnte sich in die Wagendecke zurück und überließ sich den halb angenehmen, halb ärgerlichen Gefühlen, die des Grafen Huldigung in ihr erregte; angenehm, weil diese Huldigung des vornehmen Mannes ihrer Stilleheit ungemein schmeichelte, ärgerlich, weil sie Vergleiche zog mit dem Verhalten Bruno gegen sie, da es nicht einmal für nötig gehalten hatte, sie auf der Reise zu begleiten.

Aus Verdruss darüber, und um sich zu zerstreuen, kochte sie auch etwas stärker mit ihrem neueroberten Verehrer, als es für eine Braut eigentlich schicklich war. Ihre Schwester bemerkte das zuweilen nicht ohne Unwillen und ließ es an Ermahnungen nicht fehlen, über die Ellen jedoch nur lachte. Warum sollte sie sich nicht mit dem Grafen ein wenig amüsieren! Wäre Bruno mitgereist, dann wäre es ihr ja nicht eingefallen. Aber es war doch so selbstverständlich, daß sie die ihr gewährte Freiheit noch ausnützte. Denn das hatte sie wohl gemerkt, über seine Frau würde Bruno strenge Aufsicht führen und ein sie eifersüchtig von der Welt abschließen der Gemann sein. Dem stimmte die Schwester im Inneren bei, und zudem war die Sache nur von kurzer Dauer. Schon in München, wohin sie nach dem Besuch der Königschloßer gehen wollten, trennte sich der Graf wieder von ihnen. Freilich hatte er davon gesprochen, daß er zu dem im September stattfindenden Rennen nach Baden-Baden kommen würde, aber da man sich erst in der Mitte des August befand, war bis dahin noch einige Wochen Zeit, und mittlerweile würde Ellen ihn wieder vergessen haben.

Es war spät, als die kleine Gesellschaft in Partenkirchen eintraf, wo für einige Tage Station gemacht werden sollte. Welche Freude von einem verheirateten Manne, bemerkte die Kommerzienrätin, als der Graf sich zurückgezogen hatte, und sie mit Mann und Schwester allein war, sich so öfentlich auf der Landstraße mit der verrufenen Randolf zu zeigen.

„Besonders da seine Frau, wie Bruno schrieb, augenblicklich sich in Partenkirchen zum Sommeraufenthalt befindet,“ fügte Ellen hinzu.